

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 205.

Dienstag, 3. September.

1929.

(18. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Dethen-Fünfgeld.

(Nachdruck verboten.)

Trolla öffnete das Fenster.

Die Luft ist lau wie im Mai. Der Tauwind geht. Es ist Frühlingsunruhe, die um das Haus gesprenkelt. Vielleicht kommt Stenersen morgen. Er soll die Schäden ausbessern.

Die alte Magd schloß das Fenster wieder, sah alle die anderen nach, überzeugte sich, ob der schwere Riegel an der Tür auch festläßt und deckte die noch hell lodernnde Flamme im Kamin mit Asche.

„Warum tuft du das?“, fragte Aase.

„Haben wir nötig, dem Seeräuber Volk draußen als Leuchtturm zu dienen? Auch werden wir uns heute angekleidet zu Bett legen. Meine Großmutter pflegte zu sagen: Hüte dich vor den Mörznächten, wenn der Vollmond sich in Pfützen spiegelt. Das heißt: Wenn es taut. Märszentau bringt vieles zutage, Erwünschtes und Unerwünschtes.“

Aase konnte es nicht unterlassen, über Trollas Sprichwörter zu lächeln, aber die Alte zog zürnend die Augenbrauen zusammen.

Bewahrte die Frau ihre Papiere gut, am besten unter dem Kopfkissen. Ich lasse die Tür zu meiner Kammer offen und Sture nehmen wir herein.“

So geschah es. Aase war es zufrieden, endlich mit ihren Gedanken allein zu sein. Immerfort erschien ihr alter Großvater und blickte sie mit traurigen Augen an. Zärtlichkeit regte sich in ihrer Brust und Trauer.

„Hätte ich dich doch früher gekannt, wie ich dich jetzt kenne. Warum hast du mich fern gehalten, die ich zu dir gehörte, vielmehr als zu Urtante und meinem Mann?“

Im Halbdämmer sah sie ihn deutlich vor ihrem Bett stehen. Es kam ihr ganz natürlich vor, daß er da war, in seiner abgetragenen und altmodischen Uniform, wo oben am Kragen ein Knopf fehlte. Zuerst war sein Körper so durchsichtig, daß Licht hindurchschimmerte. Nach und nach verdichtete er sich zu einem grauen Schatten und zur menschlichen Gestalt. Jetzt hob er mit der rechten Hand eine Laterne empor und betrachtete die Schlafende, die in fehlerlosem Traum alles wahrnahm, was außerhalb ihrer geschlossenen Augenlider vorging.

Sie wollte sprechen, doch eine Art Starrkampf schlug ihre Zunge in Bande.

Der Wind war umgeschlagen und tobte als Sturm um den Dachfirst; es klapperte wie von Blech und splitternden Ziegeln und Sture winselte im Schlaf.

Die ganze Kammer war erfüllt von Helligkeit.

Aase warf sich herum, rang mit dem Erwachen und vermochte doch nicht, den Schlaf abzuschütteln, der wie ein Zwillingsschwestern des Todes über sie hergefallen war.

Das Bewußtsein verließ sie völlig. Schon stand ihr Geist an der Schwelle des unbekannten Landes, als irdische Geräusche sie zurückriß. Vielleicht nur das Klirren eines Schlüssels. Es bedurfte nicht viel.

Aase erwachte und schlug die Augen auf.

Die Kammer war nicht mehr mondhell. Aber irgendwo brannte mit rötlichem Schein ein Licht.

Die ihrem Bett gegenüberliegende Wand hatte sich aufgetan. Aase sah es ohne Erstaunen. Es schimmerte von metallenen Geräten in diesem verborgenen Schrank. Und davor stand ein Mensch, der ihr den Rücken zu-

kehrte und unter den Gegenständen herumkramte, deren leises, fast unhörbares Klirren Aase geweckt hatte.

Sie rührte kein Glied, nur ihre Augen, die wie Kugeln in ihren Höhlen rollten, verfolgten jede Bewegung des Mannes, der ihr Erwachen nicht bemerkte und auch nicht für möglich hielt.

Entsetzen stach in ihr hoch.

Neben dem Bett lag Sture lang hingestreckt, den Kopf zwischen den Beinen — als möchte es so sein, daß da drüben ein fremder Mann sich in ihrer Kammer, an ihrem Eigentum zu schaffen mache.

Trolla mußte verhegt sein, daß sie nichts hörte.

Und mit einem Male wischte die Lähmung und auch die letzte Spur von Furcht aus ihrem Herzen, und sie sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett. Trolla sah, die ihr verboten hatte, sich auszuziehen.

Der am Schrank drehte sich langsam um.

Aase Solaker erkannte sofort Stenersen.

Der Mann kam mit schwankenden Schritten auf sie zu, als fühlte er stürmische See unter seinen Füßen. Er sah weder erschrocken noch zornig aus und hatte sich auch nicht die Mühe gegeben, sein Gesicht durch Schwarzen unkenntlich zu machen.

„Sie sind erwacht? Nun, wir werden im Guten miteinander reden, denn Sie werden mir wohl dankbar dafür sein, daß ich das Nest ausgegraben habe, wo der alte Narr seine Reichtümer verstaut hat. Was mich angeht, so röhre ich nichts davon an. Ich bin kein gemeiner Dieb. Ich suche etwas anderes, das für Sie weiter keinen Nutzen hat — es war unvorsichtig von dem Alten, es in die Welt hinaus zu posaunen — um einen Teppich handelt sichs — und ich habe mir in den Kopf gesetzt, ihn zu haben. Geben Sie ihn gutwillig her. Ihnen wird kein Haar gefrämt. Und, sehen Sie, eine Weigerung würde Ihnen auch gar nichts helfen: Sture ist mein Freund.“

Aase hatte die lange Rede mit angehört, ohne den Mann mit einem Wort zu unterbrechen.

Bei Erwähnung seines Namens jammerte der Hund laut auf.

„Ich lehe, daß Sie ein elender Wicht sind“, sagte Aase verächtlich, „und den Teppich werde ich Ihnen nicht ausliefern.“

„So?“ Stenersen trat näher mit vorgestrecktem Halse. „Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß er gestohlenes Gut ist? Und daß ich es laut vor aller Welt verkünden kann, wie der alte Jens Kraak in seinen Besitz gelangte?“

„Auch dann nicht.“

Aase war schön in ihrer Furchtlosigkeit, das Haar stand wie Flammen um ihre Stirn, und in den Augen sprühte ein blaues Licht, das den rohen Menschen blendete und unsicher machte.

Er fühlte ein Zittern der Knie und starnte Aase stumm an.

Sie bohrte ihre Blicke wie Pfeile in seine Pupille.

„Oh, daß der Revolver dort drüben in der Tischlade lag und fünf Schritte sie von ihm trennte ...“

Nur fünf Schritte, und Stenersen war auf drei Schritte herangekommen.

Schäudernd wurde es ihr zur Gewissheit, daß es nicht mehr um den Teppich ging.

„Trolla“, murmelten thre Lippen.

„Läß die Alte, sie ist schwer betrunken vom Duft meines feinen Mittelhens, das ich leider bei dir nicht angewendet habe, weil du so wie so wie tot da lagst. Du hast nun die Wahl: Du oder der Teppich.“

Er sprach mit schwerer Junge. Sie hörte seinen Atem, das Schnaufen des Tieres.

„Es ist alles vorbereitet“, stieß er leichend hervor. Der morgige Tag sieht mich nicht mehr in meinen alten Unterschlüpfen. Mache es mir leicht und rücke den Teppich heraus, denn siehst du, ich bin rasend verliebt in dich — und die Frau möcht' ich sehen, die sich nicht mit ihrem ganzen Hab und Gut loslaufen würde in der Situation, in der du dich eben befindest!“

Aase wisch zurück.

„Nein!“ sagte sie hart.

Seine glimmenden Blicke sogen sich an ihrem Munde fest, der vor Verachtung bebt.

„Du!“, stammelte er gebrochen, und schluchzte beinahe.

Und Aase horchte plötzlich hoch auf — ein dumpfes, polterndes Rollen drang an ihr Ohr — ein Frühlingsgewitter? Oder stürzte das Meer in den Hof?

Stenersen hörte nichts. Seine Instinkte waren nur auf das Weib gerichtet. Ein Aufruhr, den er noch nicht kannte, jagte das Blut wie rote Wölken in ihm hoch. Seine Seemannsfäuste griffen nach ihr.

Und da geschah das Unerwartete. Sture, der bisher den Verlauf der Dinge mit zitternden Fäden, aber stumpfer Unentschlossenheit verfolgt hatte, sprang mit einem furchtewichen Satz, ein heiseres Heulen ausschüttend, den Mann an und stellte ihn an die Wand.

Das spielte sich mit solcher Blitze schnelle ab, daß Stenersen keine Zeit blieb, sich über die Untreue seines ehemaligen Hundes zu wundern. Er wußte nur allzugeut: Wenn er sich regte, bis ihm der Hund die Kehle durch.

Dicht vor seinem Auge jappste der große, ausgerissene Rachen mit den zuckenden, blutroten Zunge. Er fühlte den heißen Brodem der Höllenbestie, die Lust war von Mordgier erfüllt.

Das schöne Weib schlich wie eine Katze an ihm vorbei und öffnete die Tischlade.

Jetzt sah er einen blinkenden Revolver auf sich gerichtet. —

Sture knurrte.

Stenersen fühlte seine Zähne durch das Wams.

Und auch Aase wußte sich keinen Rat, was nun geschehen müsse, denn hilflos waren sie beide, sie und der Verbrecher dort, und die Entscheidung lag einzig bei dem Hund, der für seine neue Herrin gegen den früheren Herrn Partei ergriffen hatte.

Aase beobachtete mit verzehnfachten Sinnen, wie der Unglückliche an der Wand dem Erliegen nahe war. Seine blutunterlaufenen Augen verloren den Blick.

In der Frau ward das Mitleid stärker als die Furcht.

„Sture!“ rief sie erstickt.

Der Hund gehorchte nicht, sein Knurren wurde bedrohlicher.

In diesem kritischen Moment verdunkelte sich das Fenster plötzlich, als breche eine zweite Nacht herein.

Die Scheiben fielen in tausend Splittern auf den Fußboden, und ein Körper zwangte sich durch die Öffnung.

Augenblicklich ließ der Hund von seinem Opfer ab und stürzte sich auf den neuen Eindringling.

In der nächsten Minute zappelte das Tier unter der Faust des riesenhaften Fremden und flog dann in weitem Bogen aus dem leeren Fensterrahmen in den ausspritzenden Schnee hinaus.

„Mir scheint, ich bin zur rechten Zeit eingetroffen“, sagte der Ankömmling gemütsruhig und hielt dem Mann an der Wand ein angenehmes Ding unter die Nase.

Der hob sofort die Hände hoch.

„Machen Sie, daß Sie die Anker lichten! Hier aus dem Fenster ist wohl der nächste und sicherste Weg. Der Hund wird Ihnen nichts mehr tun. Ich habe Ihre verdammte Aufschale schon von weitem erkannt.“

Stenersen grinste in teuflischer Wut.

„Na, na“, tröstete der Riese, „ich habe im Sinn, Sie laufen zu lassen, aber verlegen Sie das Feld Ihrer Tätigkeit nach anderen Landstrichen. Fast scheint mir, ich müsse dich kennen, alter Junge.“

„Ich dich auch“, knirschte Stenersen häzerfüllt. „Das Weib da ist allein schuld, wenn ich heut als Einbrecher und Dieb dasteh — was hatte sie mich aus meinen Verhältnissen herauszureißen und mir den Mund wässrig zu machen nach dem verfluchten Plunder, und schön ist der Satan auch.“

„Fix, Junge“, sagte der andere nachdrücklich. „Sieh mal, es hat keinen Zweck, weiter zu schimpfen. Verkümmle dich so schnell als möglich. Vergiß auch deine Mühe nicht.“

Noch einen Blick warf Stenersen auf Aase, die nur für den andern Augen hatte, dann schwang er sich aus dem Fenster.

Wieder das Spritzen und Klatschen im Schnee.

„Graf Lykke!“, sagte Aase jetzt so leise, als fürchte sie ihre eigene Stimme.

„Ja, ich bin's wirklich, und es ist gut, daß ich keine Zeit mehr verlor.“

Er schien etwas außer Atem.

Sie vermied es, ihn anzusehen.

Das Licht war heruntergebrannt. Der fahle Tag schimmerte durch das scheibenlose Fenster, und aus der Nebenkammer kam Trolla gekrochen, die endlich aus ihrer Betäubung erwacht war.

Als sie den fremden Mann neben ihrer Herrin gewahrte, stieß sie einen marksschütternden Schrei aus.

Lykke lachte ein fröhliches, befreidendes Lachen.

„Ich bin's nur, gute Frau. Wie wär's mit einem warmen Frühstück? Denn sehen Sie, ich bin mit Ross und Wagen da, und der Damm ist frei seit gestern nacht, und mein Kutscher hält draußen an der Landseite — denn eure Wirtschaft hier nimmt ab heute ein Ende.“

„Kennt die Frau diesen Mann?“, wandte Trolla sich finster an Aase.

Sie hob ihre leuchtenden Augen zu ihm auf.

Da fragte Trolla nicht weiter, sondern begab sich eilends in die Küche und Stube hinunter, um für Feuer, Kaffee und einen behaglichen Tagesanfang zu sorgen.

Aase und Lykke machten es sich am Feuer bequem. Sie saßen soweit voneinander, daß sie sich nicht mit den Händen berühren konnten.

„Ich habe geklopft — zwei, drei Mal“, erklärte Lykke, an Aase vorbei in die Flammen starrend. „Als niemand Antwort gab, ging ich um das Haus herum — sah das schwach erleuchtete Fenster — mit ahnte sofort, da drinnen geht etwas vor — und mußte nun wieder den Weg nicht durch die Tür, sondern durchs Fenster nehmen — dies scheint mir einmal vom Schicksal so bestimmt.“

(Forts. folgt.)

Junger Herbst.

Das sind die Tage voll der lieben Güte:
Die Sonne gibt so königlich und reich,
Ob auch des Sommers Rose sanft verblühte:
Der junge Herbst malt so betörend weich.

Nun stehen die Wälder in den zarten Glüten
Wie nach dem Traum, der milder sie gestimmt —
Und hin und wieder — zögerndes Verbluten —
Ein schlankes salbes Blatt herniederschwimmt.

Seltsam, des Herbstes wunderliches Schreiten:
Die Scheunen harren schwer mit Frucht gefüllt — —
Einsame Stunden jung und früh entgleiten,
Im allertiefsten Wesen unenthüllt.

Hans Horsmann.

Pilatusgeschichten.

Von Walter v. Rummel.

In einer norddeutschen Zeitschrift, die da handelt von „allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich ist“, fand ich im Jahrgang 1757 eine Beschreibung des Pilatus, die allerhand Lustiges enthält. Wie die Zeitschrift zu Eingang des Artikels ausdrücklich bemerkt, hat dieser einen Schweizer zum Verfasser, einen Mann, der ein schärfstichtiger Naturforscher und genauer Beobachter sei. Er habe diesen berühmten Berg seines Vaterlandes auf das genaueste untersucht, sei also, wie die Vorwitz lautet, ein Augenzeuge von allem gewesen, was er erzählt.

„Hier stod' ich schon!“ . . . So ganz und so lehr genau ist diese Untersuchung sicherlich nicht gewesen. Im Gegenteil, der Autor hat sich nicht selten, zufrieden schmuelnd, damit begnügt, seiner allzu gläubigen und vertrauensseligen Gemeinde so manchen Bären aufzubinden. So wenn er ihr berichtet, daß es gefährlich sei, in ein gewisses Tal zu gehen, weil man dort leicht blind werden könne. Oder wenn er versucht, den Leuten weiszumachen, daß die Pilatusbewohner ihre Kampfspiele von den Römern übernommen hätten. Dem Verbreiter dieser Fabelnären mag es dabei zustatten gekommen sein, daß die Menschen des 18. Jahrhunderts eine uns nicht mehr recht verständliche Schau und Abneigung vor den „gefährhaftesten Gevürgen“ hatten und sich lieber alles mögliche ausschwärken ließen, als selbst etwa nach dem Rechten zu jehen.

Um Pilatus, so erzählt unser Gewährsmann ferner, sei bei Castelen eine reiche Jagd. Aber schon der Anmarsch wird wenig freundlich geschildert. „Es ist“, sagt unser Berichterstatter, „zwar ein Weg von Brundlen nach Castelen; aber er ist sehr gefährlich. Es ist daselbst ein Querweg von fünfzehn Tischen in rothem Erdreich, der fast senkrecht geht, so daß die Erde unter den Füßen ausweicht. Man kann nicht anders darüber kommen, als daß man sehr geschwind schräge hinaufläuft, und dennoch sinkt man mit der Erde so tief, daß man nur einzig und allein bemüht sein muß, den Winkel des andern Randes zu erreichen. Befiehlt man diesen, so ist man verloren. Dieses macht, daß wenige Leute nach Castelen gehen, ob es gleich wegen der versteinerten Sachen und wegen der reichen Jagd das wichtigste Stück Landes auf dem Pilatusberge ist.“

Was das Wild von Castelen auslangt, so werden Auerhähne, Gemsen, Reh- und Steinböcke erwähnt. Fünf bis sechs Jäger teilseln sich in die Jagd und würden in allen Herbergen, wohin sie kämen, freigehalten. Da das Wildbret, das sie erlegen, gemeinlich in den Abgrund stürzt, so seien die Einwohner, die es fänden, sehr darauf bedacht, es ihnen einzuliefern. Dieses erspart den Jägern viele Wege. Denn sie müßten sonst öfters drei bis vier Meilen „reisen“, um ein Stück aufzunehmen, das sie zwangsläufig schritte von sich ab „gefödert“ hätten. Die Gewinnjagd, die bis in diese Gebirge gedrungen sei, koste oft den Jägern das Leben, wenn sie an schroffen Felsen hinuntergestiegen seien und nicht wieder hinaufkommen könnten. „Alsdann“, heißt es im Texte weiter, „nehmen sie zu einem Mittel ihre Zuflucht, das man mit Entsetzen hören und kaum glauben wird, ob es gleich gewiß genug ist. Sie schneiden sich mit ihren Messern Striemen in die Füße und Hände und halten dann die Wunden an den Felsen, so gerinnt das Blut und wird zu einem zähnen Leime, der ihnen zur Befestigung dient. Wenn sie die Hand zu lange daran halten, so haben sie Mühe, sie wieder los zu kriegen. Ehe sie die eine Hand losreissen, lieben sie die andere schon wieder fest, und machen sich also auf ihre eigenen Kosten eine neue und erschreckliche Art von Leitern, um in die Höhe zu klettern.“

In seinen weiteren Ausführungen widmet nun der Verfasser den Gemsen einen eigenen und langen Absatz, während er leider von allem andern Wilde, vor allem von den Steinböcken, völlig schweigt. Ich lasse diese Gemsenabhandlung am besten wohl wortgetreu im Urtext folgen: „Die Gemsen kommen in den Thälern der steilsten, steilwohlsten und höchsten Gegendem zu zwölften und mehreren zusammen. Auf die Spizen stellen sie Wachten, die sehen, was unten vor geht. Wenn ein Jäger eine solche Schildwacht tötet, daß sie auf dem Platze bleibt, so fliehet die Heerde davon. Fällt sie aber in den Abgrund heraus, so läuft ihr die ganze Heerde nach und stürzt sich hinab. Einige bleiben alsdann an ihren Hörnern hängen; die meisten aber fallen sich tot, oder brechen das Rückgrat. Wenn die Gemsen so hoch stehen, daß sie mit dem Gewehr nicht erreicht werden können, so rollt man Steine herab, damit sie niedriger kommen. Alsdann steigen einige Jäger durch Umwege höher, andere aber gehen ins Thal, damit sie zwischen zwei Feuer kommen. Wenn sie alsdann nicht getroffen werden, so wollen sie wieder in die Höhe, da sie sich dann an ihre Hörner hängen, und solcher gestalt rüdwärts Sprünge thun, die etwa zwei Tischen hoch

sind. Finden sie nun nichts, worauf sie Fuß fassen können, so besitzen sie die Geschicklichkeit, sich zum andern mit den Hörnern anzuhaugen, und so den zweiten, ja zuweilen gar den dritten Sprung zu thun, doch hat man kein Exemplar, daß sie vier Sprünge gehabt haben sollten . . .“

Auch sonst findet man noch allerlei Vergnügliches in dieser Beschreibung des Pilatus. So, wenn beispielsweise der Verfasser über die vielen einfachen Arzneimittel von „großen Tugenden“ erzählt, die man auf dem Berge finde. Je höher der Ort liege, wo sie wüchsen, desto besser seien sie. Die Ziegen, heißt es weiter, fräßen diese Kräuter von den Gipfeln des Berges und weil man nicht allemal die Kräuter selber haben könne, so nehme man an ihrer Statt den Ziegenkot, den man mit Leinsamen und andern Sachen koch. Hierbei geschehen erstaunliche Kuren und besonders würden damit die Geschwüre gründlich geheilt.

Was die Bewohner des Pilatus anlangt, so hätten sie Witz, den man der guten Lust augute schreibe, wollten im übrigen nicht den Gesetzen nachleben, weil sie wohl wüssten, daß man nicht kommen werde, sie in ihren Verschanzungen dazu zu awingen“. In ihren Hütten (gemeint sind wohl die Alphütten) ließen sie keine Weiber, weil sie fürchteten, diese möchten verursachen, daß ihnen die Milch umschläge. „Man kann kaum begreifen“, schließt die Abhandlung, „wie sich ein Volk eine so schreckliche Wohnung erwählen und ein so hartes Leben vergnügt führen können!“ Selbst der Schweizer Landsmann, der dieses alles schreibt, hat nicht das geringste Auge für die große Schönheit der Alpenwelt, sieht mit dem Blick seiner Zeit nur Wüsteneien, Höhlen, Klippen und tausend „erschreckliche Gefahren“.

Bestialitäten.

Von Thea Neumann.

Der Wolf und das Lamm.

Die Tiere hielten Rat.

„Warum töten wir einander?“ sprach der Tiger. „Genügt es nicht, daß unser größter Feind, der Mensch, uns ausrottet? Wir wollen uns verbünden und Blutsbrüderlichkeit schwören! Wir wollen kein Fleisch mehr essen und uns mit menschlicher Nahrung begnügen.“

Der Vorschlag wurde mit Begeisterung angenommen, und in alle Winde zerstreuten sich alsbald Apostel, um Anhänger dieses neuen Glaubens zu gewinnen.

Der eifrigste unter ihnen, das Lamm, begab sich zum Wolf. „Hast du schon von der großen Neuigkeit gehört?“ fragte es den Wolf. „Der hohe Rat hat beschlossen, das Fleischfressen zu verbieten. Und warum auch sollte man es essen? Siehst du, ich esse keines. Mein Onkel, der Ochse, und meine Cousine, die Kuh, und mein Gevatter, das Pferd, essen seit ewiger Zeit kein Fleisch. Tritt auch du unserem Bunde bei!“

Der Wolf hörte gerührt die Rede des Schafes an, und zwei dicke Tränen kollerten ihm aus den Augen.

„Du hast mich vollkommen zu deinem Glauben bekehrt“, antwortete er, „und ich schwörte einen heiligen Eid, von jetzt nur noch Pflanzennahrung zu mir zu nehmen. Nur dürfte mein Magen eine so ungewöhnliche Kost nicht ohne weiteres vertragen; ich möchte sie daher in einer Oblate schlucken . . .“

Und er fraß das Lamm.

Im Affenkäfig.

Im Affenkäfig eines Zoologischen Gartens lagen schlechtelaunt und schlaurig einige Affen.

„Ist dieser Menschengarten immer so traurig und öde?“ fragte ein neugeborenes Affchen.

„O nein!“ antwortete melancholisch der Papa, „Sonnabends zum Beispiel ist ein anderes Leben. Da kann man platzieren vor Lachen über die Alberheiten und dummen Fratzen, mit denen die Menschen sich zu vergnügen suchen . . .“

Ehe.

Die Gazelle wollte heiraten; sie ging zu einem alten Elefanten, der sich eines sehr guten Rufes als Heiratsvermittler erfreute.

Der Elefant empfahl der Gazelle ein junges Kamel aus äußerst vornehmer Familie und schlug ein unverbindliches Zusammentreffen in der besuchtesten Wüstentonditorei vor. An einem Edelstahl saßen der Elefant und die Gazelle, am Nebentisch der Kameljungling mit seiner Mama. Aber die Gazelle war nicht gerade begeistert.

„Er sieht aus wie ein Schaf“, erklärte sie. „Er ist schlecht proportioniert, er hat das Gesicht voller Haare und einen unmöglichen Hals, und dann die entsetzlichen Hufe!“

Der Elefant schwieg.

Die enttäuschte Gazelle fügte noch hinzu: „Ganz abgesehen davon, daß er einen Buckel hat.“

Da aber brach der Elefant in Sorn aus und sagte: „Darf er denn gar keinen Fehler haben?“

Mütter heranwachsender Söhne.

Ein vertraulicher Frauenbrief.

Ja, ja, liebe Freundin, es mag wohl stimmen: eine Mutter hat es oft recht schwer mit ihren Kindern! Du sagst, eigentlich sollten wir alle einen Erziehungskursus durchgemacht haben, ehe wir Mütter werden, und damit hast Du sehr recht. Aber Du meinst resigniert, in der Wirklichkeit sei bernach doch alles ganz anders, und was man etwa in jenem Kursus gelernt habe, könne man später doch nur bruchweise verwenden. Damit wirst Du recht haben und doch auch unrecht. Alles Gelernte ist immer nur dann verwendbar für uns, wenn wir es lebendig zu erhalten und abzuwandeln verstehen, und immerhin ist es doch besser, wenigstens etwas gelernt zu haben und zu Hilfe nehmen zu können, als einer Aufgabe ganz ungetüst zugegenüberzustehen.

Aber kommen wir zur Sache! Was soll man, so fragst Du, mit einem Sohne anfangen, der in dem schwierigen Studium der Übergangsjahre steht, der sich schon erwachsen fühlt und es doch nicht ist, und dem man mit den landläufigen Erziehungsmitteln nicht mehr beikommt? Ach, es ist so schwer, den rechten Ton zu finden! „Uli“, hab' ich zu ihm gesagt (so schrebst Du), „ach, früher warst Du ein herziges Kerlchen! Aufs Wort hast Du gesagt, und sein Geheimnis hastest Du vor Deinem Mutter, und wie lieb und aärtlich warst Du! Jetzt bist Du garstig und liebst mich gar nicht mehr! Überallhin steckst Du Deine langen Glieder, was Du anfängst, das endet mit Geopolter. Wenn ich Dir was verbiete, so schreist Du, Du siebst kein kleines Kind, und wenn ich Dich frage, wo Du warst oder was Du da liest, so heißtt es, Du läbst Dich nicht beormunden! Wie unhöflich bist Du jetzt — wo sind Deine guten Manieren geblieben? Ach, es ist nicht leicht, Deine Mutter zu sein! Nimm Dich doch ein bissel zusammen, Uli — sonst, ganz gewiss, muss ichs mal dem Bater sagen!“ Auf diese Deine schöne Rede, so meinst Du, habe der Uli nur etliches geknurrt, und sonst habe sie nicht viel genützt. Das wundert mich offengestanden auch nicht; denn wenn Du mir die Kritik erlauben willst: Du hast Deine Erziehungsversuche so verkehrt angefangen, wie nur möglich. Erstens einmal darfst Du nie vergessen, daß der Uli mit den Löckchen, dem Rüsselfüßchen und den kurzen Höschchen endgültig in der Verfinstung verschwunden ist und daß Du es mit einem werdenden jungen Mann zu tun hast, der „Ulrich“ heißt und ernst genommen werden will. Das aber ist der zweite Mutterfehler, den wir Mütter so oft machen: Wir nehmen unsere Kinder (und zwar hauptsächlich unsere Söhne) nicht ernst genug in einer Zeit, in der sie alles totieren nehmen, weil sie noch nicht unsere Sicherheit und unser Wissen haben. Mag uns ihr Denken und Fühlen oft verworren, versteigen und übertrieben vorkommen, mag ihr körperlicher und geistiger Entwicklungsprozeß sie für uns zuweilen zu einer halb röhrenden, halb komischen Figur machen, unter keinen Umständen dürfen wir uns das merken lassen! Es ist das sicherste Verfahren, sie zu verschneuen und jene Verschlossenheit bei ihnen hervorzurufen, über die wir uns dann mit Unrecht als Mangel an Vertrauen beschlagen.

Der dritte typische Mutterfehler ist der, unseren heranwachsenden Söhnen Ansichten aufzräumen und uns in ihr Leben hineindringen zu wollen! Ach, Ihr Mütter, begreift doch, daß Eure Aufgabe jetzt beiseite stehen und warten heißt, aber immer da sein, wenn der Sohn Euch braucht! Weiter könnt und dürft Ihr nichts tun! Gewiß, es ist schwer, sich darein zu finden, daß der Junge nun eben kein Junge mehr ist, nicht mehr das weiche, zärtliche, hilfs- und liebebedürftige Geschöpfchen, das sich an Eure Brust schmiegt und alles von Euch empfängt — mit Euren Augen sah, mit Euren Ohren hörte. — Es ist gewiß schwer, die Jugend so ins Leben stolzern, sie Um- und Irrwege machen zu sehen und sie gewähren lassen zu sollen! Aber das hilft alles nichts: Nur die Wege nutzen, die man selber findet, nur die Erfahrungen helfen, die man selber macht! Das gilt auch für Eure Kinder, Eure Söhne.

Hab' drum auch Du Geduld mit dem „Uli“, der im Begriff steht, sich zu einem Ulrich zu entwickeln, auch wenn dieser für ihn selber oft wenig angenehme Übergangsschwierigkeiten und Unannehmlichkeiten für Dich durch die Unauswegigkeit und dadurch Unbeholfenheit und Unliebenswürdigkeit Deines Jungen mit sich bringt. Bald schon wird sein Chaos sich klären, und sofern Du ihm mehr mitzugeben

hattest, als nur äußeren Drill und Schliff, so wird er freiwillig unter Deinen Einfluß zurückkehren. Predige nicht und stelle keine Ansprüche, aber wirke stillschweigend durch Dein Beispiel und den Geist, mit dem Du Dein Haus zu erfüllen verstehst. Frage nicht, sondern warte und beobachte. Wenn aber er Fragen stellt, so gib ihm wahre, sachliche und klare Antworten, mit denen er etwas anfangen kann. Nur hüte Dich, ihm Deine Erkenntnisse als Dogma mitzuteilen — gegen alles, was hier nach aussteht, hat die Jugend einen instinktiven Widerwillen! Dazu ist natürlich erforderlich, erstens daß Du Dich selber unterrichtest und zweitens, daß Du in großen Zügen wenigstens weißt, was Jugend braucht und will!

Dann und nur dann wirst Du dem heranwachsenden Sohne Beraterin und Freundin sein können und es bleiben, wenn aus dem „werdenden“ Mann später wirklich — ein Mann geworden ist!

Wie die Hausfrau von einst einmachte.

Mag auch heute die Technik der Konservierung von Obst und Gemüsen noch so fortgeschritten sein und in großem Maßstab in Fabriken betrieben werden, so läßt es sich die gute Hausfrau doch auch heute noch nicht nehmen, in diesen Sommermonaten, in denen ihr in Feld und Garten allerlei Wohlgeschmecktes für den langen Winter zuwächst, mit Gläsern und Töpfen selbst zu hantieren und sich einen Vorrat an Marmeladen, Gelees, Kompost und so weiter an. Früher hatte dieses alljährliche „Einmachen“ der Hausfrau eine noch viel größere Bedeutung, denn diese Tätigkeit war unumgänglich notwendig, um den Speisesattel in den Wintermonaten reichhaltiger gestalten zu können. Es scheint, daß die germanischen Frauen die Kunst, Gemüse durch ein besonderes Verfahren edbar zu erhalten, von den Römern gelernt haben, denn die schon im Althochdeutschen beseugte Bezeichnung „Kompost“ geht auf das lateinische „compositus“ zurück; so heißtt bei den antiken Aderbauschriftstellern die Aufbewahrung der Oliven in einer Salsalate. In den Klöstern wurde dann diese Methode zuerst auf die heimischen Kohl- und Krautarten angewandt, und zwar wird der „Kompost“ so bereitet, daß man die Krautköpfe sein zerschnitten, dann einzalzt oder einsiedete und in Holzfässern aufhob. Der Name „Sauerkraut“, der sich heute noch für die Konservierung des Weißkohls erhalten hat, tritt dann erst später für diese Art des Einmachens auf. Man konservierte auf diese Weise auch Rüben und Obst. Steinobst, namentlich Pflaumen und Kirschen, dann auch Beeren wurden im Mittelalter mit Honig eingelocht, später mit Zucker und allerhand Gewürzen, und auch hierfür mag die römische Küche als Vorbild gedient haben. Tüchtige Hausfrauen stellten auch ein „Konfett“ her, das als Stärkungsmittel verwendet wurde und aus Früchten bestand, die in einer gewissen Mischung und Süßung aufbewahrt wurden. Neben dem Einlegen der Früchte in Honig oder Essig war das Trocknen oder Dörren allgemein beliebt. In den Weinbergen wurden die Trauben gedörrt. Das verbreitetste Dörrobst aber waren geschnittene Birnen. Vorräte zum Dörren des Obstes werden schon in der mittelalterlichen Literatur erwähnt; sie bestanden hauptsächlich in einem hölzernen Gestell, das über dem Herdfeuer aufgehängt wurde. Diese Formen des Einmachens haben sich in den Haushaltungen bis vor einem halben Jahrhundert erhalten, bis dann die Konservierung in geschlossenen Blechbüchsen und die moderne Methode des Einwenders einen großen Aufschwung nahm. Wie Bähr in seinen interessanten Erinnerungen erzählt, wurden Kraut und Gurken, dann die soa. „Strünke“, geschnittene Stengel der Sommerendivinen, und „Schnippelbohnen“ mit Salz in großen Fässern eingeschlagen und in den Kellern untergebracht. Kirschen und Birnen, Pflaumen und Heidelbeeren wurden in Gläsern oder Flaschen eingelocht und in der Speisekammer aufbewahrt.

„Die Neue Linie“ ist der Titel einer reich illustrierten Monats-Zeitschrift (Verlag Otto Beyer-Leipzig-Berlin), die ab 1. September erscheint und die Frau von heute in allen Fragen der Lebensgestaltung beraten will. Kleidung, Wohnung, Reisen, Theater, Film, Hauswirtschaft usw. werden behandelt, mit der Absicht, aus dem Geist lebendiger Tradition und dem heutigen Zeitwollen einen neuen Lebensstil zu finden. Das September-Heft bringt Beiträge von Wilhelm v. Scholz, Georg Dritting, Karl Haensel, Will Beyer u. a.